

INGRID BENNEWITZ

wann alte weib und änten gehören in ainen see.

Ratschläge zum Umgang mit älteren Frauen
und Männern in der deutschen Literatur
des Mittelalters

Das Lied Kl 25 ist nicht eben ein ‚typischer‘ Vertreter der Lieder Oswalds von Wolkenstein, legt aber nicht zuletzt vielleicht deshalb ein umso bedeutenderes Zeugnis für die schillernde Vielfalt des Oswaldschen Liedgutes ab.¹ Es handelt sich um ein Streitlied zwischen einem *burger* und einem *hofman* über ein einschlägig bekanntes Thema unter männlichen Rivalen – in den Vorläufern dieses Liedtyps vorzugsweise mit den Rollen von Rittern und Klerikus besetzt –, nämlich welcher *bas möcht geben / den freulin hohen müet* (I, 5f). Als *obman*, Schiedsrichter also, bestellen sie – ausgerechnet, ist man versucht zu sagen – *ein alte diern* (I, 3–4). Die Argumente, die in der Folge ausgetauscht werden, sind von jeher wohlbekannte Klischees: Der *hofman*

¹ Die Lieder Oswalds werden zitiert nach der Ausgabe: Die Lieder Oswalds von Wolkenstein, Unter Mitwirkung von Walter Weiß und Notburga Wolf hg. von Karl Kurt Klein. Musikanhang von Walter Salmen. 3., neubearbeitete und erweiterte Auflage von Hans Moser, Norbert Richard Wolf und Notburga Wolf (Altdeutsche Textbibliothek 55). Tübingen 1987. Zusätzlich sei verwiesen auf das Faksimile: Oswald von Wolkenstein, Abbildungen zur Überlieferung, hg. von Hans Moser. Die Innsbrucker Wolkenstein-Handschrift B (Litterae 12). Göppingen 1972; Die Innsbrucker Wolkenstein-Handschrift C (Litterae 16). Göppingen 1973; weiters die Übersetzungen: Oswald von Wolkenstein, Sämtliche Lieder und Gedichte, ins Neuhochdeutsche übers. von Wernfried Hofmeister (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 511). Göppingen 1989, und Oswald von Wolkenstein, Die Lieder. In Text und Melodien neu übertragen und komm. von Klaus J. Schönmetzler. München 1979. Besonders hilfreich ist die gerade erschienene Ausgabe von Liedern Oswalds von Wolkenstein in Übersetzung: Oswald von Wolkenstein. Lieder. Frühneuhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Ausgewählte Texte hg., übersetzt und komm. von Burghart Wachinger. Melodien und Tonsätze hg. und komm. von Horst Brunner (Reclams Universabibliothek 18490). Stuttgart 2007.

versucht mit *singen* und *schallen* (I, 13), *reiten*, *tanzen* und *springen* (II, 7) zu punkten; der *burger* pariert den Angriff durchgängig mit einem einzigen, allerdings buchstäblich ‚schwerwiegenden‘ Argument: er trägt *ain swere tassen*, / *die ist der pfenning vol* (I, 21f).

»Turnieren und ouch stechen,
das ward mir nie bekant.
Ich hab ain peutel frechen,
darin stoss ich mein hand,
gold, silber, edel gestaine,
zeuch ich daraus genüg
und tail den freulin raine,
dasselb ist bas ir füg.« (III, 17–24)

Es ist nicht schwer zu erraten, wem die ‚Schiedsfrau‘ – der höfischen Minnedoktrin zufolge ‚natürlich‘ fälschlicherweise – durchgängig den Vorteil zuspricht: dem *burger*, denn

*kain besser lieb nicht walte
wann silber oder gold* (III, 27f.)

Reich beschenkt entlässt sie der Bürgersmann, nicht ohne ihr einen Auftrag mit auf den Weg zu geben:

*und waiss ain schöne metzen
dort oben an dem egk,
die soltu mir erswetzen,
das gilt dir würst und wegk.* (IV, 29–32)

Damit könnte das Lied zu Ende sein; der Streit ist entschieden, die Käuflichkeit von Minne im ‚städtisch-bürgerlichen‘ Milieu anschaulich demonstriert – wäre da nicht der Erzähler, bislang nur mit sieben Versen im Liedeingang zur Entfaltung der Streitsituation vertreten, der nun in acht zusätzlichen Versen die ‚Quintessenz‘ aus diesem Konflikt formuliert.

*Der streit hat sich verbrauset,
redt all darzu das best.
wer alde weiber hauset,
der hat auch geren gest;
wann alte weib und änten
gehören in ainen see:
was sol man dran verquenten?
kain vich, das schnattrot me.* (IV, 33–40)

In der Übersetzung von Klaus Schönmetzler:

„Der Streit ist fortgebrauset,
 Nun sprecht dazu das Best!
 Wer so ein Weib behauset,
 Das holt sich schlimme Gäst.
 Die Vetteln und die Enten
 Gehören tief ins Meer:
 Was soll man sich noch wenden?
 Kein Viehzeug schnattert mehr.“ (1979, 77)

Vergleichbares findet sich freilich auch im Lied Kl 102, hier formuliert aus der Perspektive des Ich-Erzählers:

*Wer alden weiben wolgetraut,
 der nimt den teufel zu der e.
 secht, also ist geschehen mir
 und noch vil mangem mer.
 Man solt si baissen in der haut
 und darnach werfen in den see,
 das wer ain hochzeitliche zier,
 der werlt ain köstlich er. (Kl 102, VI, 1–8)*

An diesem Oswald-Lied lässt sich zumindest zweierlei zeigen: zum einen das – wohl nur aus der Neidhartschen Liedtradition heraus erklärbare – Funktionalisieren von Rollenstereotypen, die ‚eigentlich‘ aus der Epik stammen (‚Kupplerin‘ im Lied), und zum anderen die klischeehafte Besetzung von Altersstereotypen in der mittelalterlichen Literatur.² Gerade letzteres beinhaltet freilich zugleich eine Warnung davor, literarische Stilisierungen allzu großzügig generalisieren zu wollen. Andererseits ist hier vielleicht der Ort, daran zu erinnern, dass das (Alltags)Sprechen über Alter und Alte bis zum heutigen Tag in hohem Maße von (sprachlichen und literarischen) Stereotypen geprägt ist – etwa im Bereich der Gnomik –, die vielfach im Mittelhochdeutschen und seiner Literatur erstmals in deutscher Sprache formuliert wurden. Diese Kontinuität gilt es bei aller ‚Alterität‘ mittelalterlicher literarischer Rollenentwürfe zu beachten.

Ich versuche im Folgenden eine stufenweise Annäherung an die Kategorie Alter in zwei zentralen literarischen Gattungen des Mittelalters, nämlich der didaktischen Literatur und dem Minnesang unter dem Gesichtspunkt des Generationenverhältnisses und -konflikts und dem Aspekt der Geschlechter-

² Siehe dazu grundlegend Ulrich Müller, „Dichtung“ und „Wirklichkeit“ bei Oswald von Wolkenstein. Aufgezeigt im Vergleich mit den Altersliedern von Walther von der Vogelweide und Hans Sachs. In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch N. F. 19 (1978) 133–156.

verhältnisse. Ich beginne mit der Didaxe, wobei zwei Punkte noch erwähnenswert sind – und die Beobachtungen decken sich durchaus mit zahlreichen Belegen aus mittelalterlichem Alltag und mittelalterlicher Literatur, wie sie Bernd-Ulrich Hergemöller jüngst in seiner Sammlung vorgelegt hat.³ Zunächst einmal repräsentiert das (hohe) Alter keinen Zustand, den man/frau sich herbeisehnt, wie es der Bamberger Schulmeister Hugo von Trimberg um 1300 im *Renner* formuliert:⁴

*Alter allen dingen ir kraft
Nimt und swachet meisterschaft:
Alter ros und lewen krenket,
Alter manige swêre uns schenket,
Alter mangige liute blendet,
Alter bluot, marc, hirne swendet,
Alter nimt wiben und mannen ir schone [...] (23063–23069).*

Das Alter ist vielmehr die unvermeidliche Konsequenz, die sich aus dem Wunsch nach langem Leben ergibt, dessen Negativseiten sehr wohl bewusst sind, wenn sie in allen Konsequenzen auch erst dann virulent werden, wenn Alter zur eigenen Alltagserfahrung geworden ist: *erst hebest du an zu verston was du deynen eltern schuldig seyest*, heißt es im entsprechenden Kapitel von Petrarcas *arzney beider glücks, des guten und (hie) widerwertigen*.⁵ Das Alter bzw. die Alten verdienen zunächst einmal Akzeptanz und Respekt, insbesondere den der jüngeren Generation. Auch wenn man annehmen darf, dass dies für Angehörige beiderlei Geschlechts gilt, wird diese Tatsache in der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters fast exklusiv am männlichen Alten exemplifiziert, wenn man zunächst einmal von dem familialen Modell (also Vater, Mutter, Kind) absehen will. Die Quintessenz jener Erwartungshaltung, wie sie schon in der didaktischen Literatur nicht nur des deutschsprachigen Mittelalters formuliert wird, findet sich schlussendlich

³ Bernd-Ulrich Hergemöller, *Die Kindlein spotten meiner schier. Quellen und Reflexionen zu den Alten und zum Vergreisungsprozess im Mittelalter* (Hergemöllers historiographische Libelli 4). Hamburg 2006.

⁴ *Der Renner* von Hugo von Trimberg, hg. von Gustav Ehrismann. Tübingen 1909. Mit einem Nachwort und Ergänzungen von Günther Schweikle. Band I–IV (Ndr. Berlin 1970) (Deutsche Neudrucke, Reihe Texte des Mittelalters).

⁵ Joachim Knappe, *Die ältesten deutschen Übersetzungen von Petrarcas „Glücksbuch“*. Texte und Untersuchungen (Gratia 15). Bamberg 1986. Siehe auch: Francesco Petrarca und Stephan Vigilius, *Das Glückbuch, beydes deß Gutten und Bösen, darinn Leere und Trost. De remediis utriusque fortunae* durch Franciscum Petrarcham vor in Latein beschrieben, und yetz grüntlich verteutschet ... [von Stephan Vigilius]. Augspurg: Steyner 1539.

genauso in Adolph Freiherr von Knigges Gedanken „Über den Umgang mit Menschen“ (1796):⁶

Vor einem grauen Haupte sollst Du aufstehen! Ehre das Alter! Suche den Umgang ältrer kluger Leute! Verachte nicht den Rat der kältern Vernunft, die Warnung des Erfahrenen! Tue dem Greise, was Du willst, was man Dir tun solle, wenn einst Deiner Scheitel Haar versilbert sein wird! Pflege seiner und verlasse ihn nicht, wenn die wilde, leichtfertige Jugend flieht. (147)⁷

Nicht umsonst formuliert auch noch Knigge die Passagen im Maskulinum, ähnlich wie es bei Thomasin von Zercklaere im *Wälschen Gast*⁸ oder Hugo von Trimberg im *Renner* zu finden ist. Damit in Verbindung steht der Gedanke eines impliziten, oft auch explizit gemachten ‚Generationenvertrags‘, der in dieser Form eben auch tatsächlich im Wesentlichen unter Männern funktioniert: Wenn, wie es Thomasin fordert, sich der junge Mann am besten einen erfahrenen, respektierten Älteren zum Vorbild nehmen soll, und zwar wirklich im Sinne einer Mimesis, eines körperlich und geistig quasi zu kopierenden *bildes*,⁹ und ihm mit dem gebührenden Respekt im Hinblick auf

⁶ Adolph Freiherr von Knigge, *Über den Umgang mit Menschen*, hg. von Karl Heinz Göttert (Reclams Universalbibliothek 1138). Stuttgart 1991; Hugo Dittberner, *Adolph Freiherr Knigge (Text + Kritik 130)*. München 1996. Vgl. dazu auch Ruth Weichselbaumer, *Der konstruierte Mann. Repräsentation, Aktion und Disziplinierung in der didaktischen Literatur des Mittelalters (Bamberger Studien zum Mittelalter 2)*. Münster u. a. 2003, 223f.

⁷ Bei Knigge folgt freilich auch die Umkehrmahnung, dass *es sehr viel alte Gecke und Schöpse, so wie es hie und da weize Jünglinge gibt* (Knigge, *Umgang mit Menschen* [wie Anm. 5] 147).

⁸ ‚Der Welsche Gast‘ des Thomasin von Zerclaere, hg. von Heinrich Rückert, mit einer Einleitung und einem Register von Friedrich Neumann (Deutsche Neudrucke. Reihe: Texte des Mittelalters). Berlin 1965. Vgl. auch die vierbändige Ausgabe von Friedrich Wilhelm von Kries, *Thomasin von Zerclaere, Der Welsche Gast*, Bd. 1: Einleitung, Überlieferung, Text, die Varianten des Proavorworts (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 425 I). Göppingen 1984; Bd. 2: Die Varianten der Hss. GFAD, der Büdinger und Sibiuier Fragmente Buch 1–10 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 425 II). Göppingen 1984; Bd. 3: Die Varianten der Redaktion S** (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 425 III). Göppingen 1984; Bd. 4: Die Illustrationen des Welschen Gasts, Kommentar mit Analyse der Bildinhalte und den Varianten der Schriftbandtexte, Verzeichnisse, Namenregister, Bibliographie (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 425 IV). Göppingen 1985. Siehe auch die Teilübersetzung von Eva Willms, *Thomasin von Zerclaere, Der Welsche Gast, Text (Auswahl), Übersetzung, Stellenkommentar*. Berlin-New York 2004.

⁹ Vgl. Horst Wenzel, *Die Beweglichkeit der Bilder, Zur Relation von Text und Bild in den illuminierten Handschriften des „Welschen Gastes“*. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 116 Sonderheft (1997), 224–252; vgl. auch ders., *zuht und ère, Höfische Erziehung im „Welschen Gast“ des Thomasin von Zerclaere (1215)*. In: Alain Montadon (Hg.), *Über*

die Akzeptanz seiner Vorrangstellung begegnet, gewinnt er in ihm nicht nur einen Mentor, der ihm mit Rat und Tat in jeder Lebenssituation beistehen kann, sondern er trägt zugleich – nolens volens – seinen Teil bei zu einem generationellen Pakt, der ihn jetzt noch auf der Seite des Unterlegenen sieht,¹⁰ der ihn aber – ein fortschreitendes Alter im Blick – einmal in absehbarer Zeit auf der anderen Seite sehen wird: auf der Seite dessen, der Respekt und Ehrerbietung der jüngeren Männer einfordern kann, gerade angesichts nachlassender körperlicher Kraft.

Analoges aber gibt es für die weibliche Seite nicht, zumal außerhalb der familialen Rollen – was zugleich ja Sinn macht, da eine vergleichbare öffentliche Präsenz von Frauen, insbesondere junger Frauen, innerhalb der mittelalterlichen Gesellschaft nur in Ausnahmefällen existiert. So gelten die bei Thomasin eingeforderten Respektbezeugungen (junger) Frauen im Wesentlichen quasi ‚lebenslänglich‘ – die Dame/Frau blickt nicht, sondern wird erblickt; sie spricht (vor allem in der Öffentlichkeit) nicht, sondern hört zu.¹¹ Es gilt hier nicht das Bewusstsein von einem Übergangstatus im Sinne eines Rollentausches mit fortschreitendem Alter, sondern die Rollenerwartungen der (männlichen) Gesellschaft setzen sich – mit Abschwächungen in dem einen oder anderen Fall, gewiss – weitgehend fort und werden insbesondere am weiblichen Körper manifestiert. Es ist gewiss kein Zufall, dass Christine de Pizan sich in ihren wohl bezeichnenderweise nicht ins Deutsche übersetzten Werken, speziell dem *Livre de trois vertus*,¹² sowohl dem Umgang jüngerer Frauen mit älteren, als eben auch dem Umgang älterer mit jüngeren Frauen widmet. Es wäre freilich nicht Christine, wenn ihre Zielsetzung nicht doch im zeitgenössischen Erwartungshorizont weiblicher ‚Karrieren‘ verbleiben würde. Junge Mädchen, so Christine, sollen dem Alter in vorbildlicher Art und Weise begegnen, weil so erzogene junge Mädchen auf dem Heiratsmarkt viel gefragter seien als andere. Umgekehrt steht Selbstkontrolle an oberster Stelle der von älteren Frauen geforderten Tugenden.

Im Hinblick auf jene Eigenschaften, die dem Ansehen alter Männer und Frauen in der Öffentlichkeit am meisten schaden, herrscht freilich seltene

die deutsche Höflichkeit. Entwicklung der Kommunikationsvorstellungen in den Schriften über Umgangsformen in den deutschsprachigen Ländern. Bern 1991, 21–42.

¹⁰ Vgl. Weichselbaumer (wie Anm. 5), Der konstruierte Mann 83.

¹¹ Vgl. Ingrid Bennewitz, Der Körper der Dame. Zur Konstruktion von ‚Weiblichkeit‘ in der deutschen Literatur des Mittelalters. In: Jan-Dirk Müller (Hg.), ‚Aufführung‘ und ‚Schrift‘ in Mittelalter und früher Neuzeit. Stuttgart-Weimar 1996, 222–238, 225f.

¹² Christine de Pizan. *Le livre des trois vertus*, hg., engel. und komm. von Charity Cannon Willard (Bibliothèque du XVe siècle 50). Paris 1989.

gender-unspezifische Einmütigkeit in allen didaktischen Schriften des Mittelalters. Es sind vor allem zwei Faktoren: Alkohol und Sexualität, verbunden meist noch mit der generellen Warnung an Männer, Emotionen allzu offen zu zeigen (*nach wibes site*)¹³ und der Warnung an Frauen vor Modetorheiten.¹⁴

*Des sprichet der tugenthafte man,
Des sprüche ich vil gerüeret hân:
»Altes mannes minne hât
Drî riuwe, swie ez im ergât:
In riuwet daz er koufen muoz,
In riuwet wibes unwerder gruoz,
In riuwet swenne er sich verstât
Daz er die sêle versündet hât. « (21153–60)*

Zu verweisen ist in diesem Zusammenhang auch auf Ulrichs von Lichtenstein *Frauendienst*:¹⁵

*Der vrowen muot ist so gestalt:
si sin junc oder alt,
si habent gern gewandes vil;
swelhiu sin doch niht tragen wil,
diu hat ez gern, mac sis bejagen (819, 1–5)*

Ich bleibe noch einen kurzen Augenblick im Bereich der mittelhochdeutschen didaktischen Dichtung und greife ein Beispiel heraus, das zwar zunächst einen Sonderfall zu konstituieren scheint, in Hinblick auf die Funktionalität und Ambivalenz der entworfenen Rollenmuster aber einen wichtigen Schritt in der eingangs beschriebenen Argumentationskette darstellt.

Die Dialogform kennzeichnet jene beiden Lehrgedichte, die ganz offensichtlich als Gegenstücke – quasi für männliche und weibliche Rezipienten – konzipiert wurden: den *Winsbecken* bzw. die *Winsbeckin*. Vermutlich im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts entstanden und in sechs bzw. vier Handschriften vollständig erhalten, darunter in der berühmten „Großen Heidel-

¹³ So der Tadel des Sohnes nach dem Vater-Sohn-Gespräch im Winsbecke (Albert Leitzmann, *Winsbeckische Gedichte nebst Tirol und Fridebrant*. 3., neubearbeitete Auflage von Ingo Reiffenstein [Altdeutsche Textbibliothek 9]. Tübingen 1962, 64,4).

¹⁴ Hugo von Trimberg 397ff. Vgl. Ingrid Bennewitz, „Darumb lieben toechter / seydt nicht zu gar fürwitzig ...“. Deutschsprachige moralisch-didaktische Literatur des 13. bis 15. Jahrhunderts. In: Elke Kleinau (Hg.), *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung*. Frankfurt 1996, 23–41, 37.

¹⁵ Franz Viktor Spechtler, *Ulrich von Lichtenstein: Frauendienst* (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 485). Göppingen 1987.

berger („Manessischen“) Liederhandschrift“, fingieren die beiden Lehrgedichte ein Gespräch zwischen Vater und Sohn bzw. Mutter und Tochter mit gänzlich unterschiedlicher Ausrichtung. Im ersten Teil des *Winsbecke* streift der Vater alle für das Leben eines jungen Adligen relevanten Themen: Von einem anfänglichen ‚memento mori‘ spannt sich der Bogen über die Ermahnungen zur Gottesliebe und zum Respekt vor den Geistlichen bis hin zu Fragen von Liebe und Ehe. Dazu treten Unterweisungen für den Turnierkampf und praktisch-ethische Anweisungen, wie die Warnung vor Untreue und *hochvart*, vor einem lockeren Lebenswandel. Der zweite Teil, die Antwort des Sohnes, konfrontiert diese Vorstellungen mit einem Gegenentwurf, der nicht an der feudalladigen Alltagswelt, sondern vielmehr an einem christlich-spirituellen, monastischen Modell orientiert ist, sodass innerhalb des zweiteiligen Lehrgesprächs Vater und Sohn diese beiden entgegengesetzten und dennoch als Möglichkeiten adeliger Existenz grundsätzlich denkbaren Lebensentwürfe verhandeln. Auch wenn der Vater die Position des Sohnes zuletzt übernimmt, von seinem Besitz ein *spital* für die Armen errichten und mit dem Sohn dort in Zukunft ein geistliches Leben führen will (Str. 80), bleibt seine Autorität gewahrt, die ritterlich-höfische Lebensführung auf der Basis von *guot*, *zuht* und *milte*, wie sie in seinen Lehren empfohlen wird, bleibt eine denkbare Alternative zum – innerhalb des übergeordneten christlichen Weltbildes zwangsläufig höher einzuschätzenden – geistlichen Leben.

Hingegen gilt die *Winsbeckin*, also das Gespräch zwischen Mutter und Tochter, so gut wie ausschließlich den Fragen der *rehten* Minnepraxis und nimmt damit vorweg, was vor allem im ausgehenden Mittelalter und in der (Frühen) Neuzeit zu einem zentralen Merkmal der didaktischen Literatur für Frauen und Mädchen werden sollte: die Konzentration auf Fragen von Liebe und Ehe.¹⁶

In rascher Dialogfolge steuern Mutter und Tochter nach anfänglichen Versicherungen gegenseitiger Liebe und töchterlichen Gehorsams auf das scheinbar einzige Thema von Bedeutung zu: die Bewahrung des ‚guten‘ Rufs der Tochter bei gleichzeitiger gesellschaftlicher Präsenz, wie sie notwendige Voraussetzung dafür ist, den geeigneten Heiratskandidaten zu finden (oder genauer: von ihm gefunden zu werden), sowie den richtigen Umgang mit den Symptomen der Minne. Aufgrund ihrer (auch gattungsgemäßen) Vorgaben oszillieren die Rollen von Tochter und Mutter zwischen den

¹⁶ Vgl. Ingrid Bennewitz, „Frauen“-Gespräche. Zur Inszenierung des Frauendialogs in der mittelhochdeutschen Literatur. In: Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung 1 (1996) 11–26, 16f.

Polen der (sexuell unerfahrenen) Jungen, die sich der Macht der Minne verweigern will, und der Rolle der erfahrenen Alten, die nur zu gut weiß, dass auch die Tochter sich dem traditionellen weiblichen Lebensmodell von Ehe und Kindergebären nicht entziehen können wird und die – ähnlich wie Uote im Nibelungenlied – vielmehr ihre Aufgabe darin zu sehen scheint, die nächste Generation möglichst reibungslos für diese Rolle vorzubereiten, kurz: „Die Frauen in der ‚Winsbeckin‘ inszenieren ein patriarchales Ideal der Weiblichkeit, das [...] die Mütter zur Reproduktion ihrer eigenen Unterordnung anhält und den Töchtern die Nachahmung der mütterlichen Kollaboration vorschreibt“¹⁷. Die Ambivalenz der töchterlichen Rolle wird insbesondere in der direkten Dialogfolge der Strophen 13 bis 15 deutlich. Während die Mutter hofft, dass möglichst viele Männer von der sexuellen Inbesitznahme der Tochter träumen (!) werden, findet die Tochter wenig Schmeichelhaftes daran, Objekt der sexuellen Wünsche der Männer zu sein – in der drastischen und an Offenheit nichts zu wünschen übrig lassenden Sprache der *Winsbeckin*: von ihnen in Gedanken aufs Stroh oder Gras gezerrt zu werden – und wird schlussendlich von der Mutter doch eines angeblich Besseren belehrt: Eben diese erotischen Besitzwünsche der Männer sind es, die das Ansehen der Frau überhaupt erst herstellen:

*[...] mahtû die tugend ûf gewegen,
dir wirt von manegem werden man
mit wûnschen nâhen bî gelegen.
soltû mit selden werden alt
zuo der schone, die dû hâst,
durch dich verswendet wirt der walt. ‘*

*‚Sol, muoter, mir daz êre sîn,
ob man min wûnschet ûf ein stro?
es ahtent niht die sinne mîn,
daz im von wârheit sî alsô.*

*[...] ich wil dar an unschuldic sîn,
ob man min wûnschet ûf daz gras. ‘*

*‚Gedanke sint den liuten vrî
und wûnschen sam: weistû des niht?
[...] so man gedenket ofte an dich
und wûnschet dîn, sô bistû wert. ‘*

¹⁷ Ann-Marie Rasmussen, Bist du begehrt, so bist du wert. Magische und höfische Mitgift für die Töchter. In: Helga Kraft und Elke Liebs (Hg.), Mütter – Töchter – Frauen: Weibsbilder in der Literatur. Stuttgart-Weimar 1993, 7–33, 15.

Winsbecke und *Winsbeckin* verkörpern in der didaktischen Dichtung den Punkt des Zusammenfalls der (abstrakten) Altersrolle mit den familialen „Alters-Rollen“, nämlich jener der Eltern. Dabei entsteht jene genderspezifische Rollenambivalenz, die zumindest in der Didaxe und im mittelalterlichen Lied (= Minnesang), partiell aber auch in der höfischen Epik und Heldenepik diese familialen Konstellationen kennzeichnet. Während es – wie der *Winsbecke* zeigt – durchaus die Möglichkeit für den Sohn gibt, den Vater zu widerlegen, ohne dabei dessen Autorität grundsätzlich in Zweifel zu ziehen, wächst der Mutter eine letztlich schizophrene Aufgabe zu, die die Integrität ihrer Argumentation umstandslos in Zweifel zieht: Sie muss ein Lebensmodell propagieren, in dem das schlussendlich für die Tochter angestrebte Ziel – eheliche Sexualität und die damit verbundene Zeugung von Nachkommen – zunächst einmal als das unter allen Umständen Tabuisierte und Verbotene, den weiblichen ‚Kariereweg‘ Bedrohende erscheint. Eine didaktische Spannung, die im Übrigen nicht nur für das christliche Mittelalter so gilt, sondern zeitlich und kulturhistorisch weit darüber hinaus reicht: Sind diese ambivalenten Rollenerwartungen jedoch erst einmal literarisch formulierbar und als Stereotyp abrufbar, so kann die Mutterrolle nicht mehr jene immanente Integrität in Anspruch nehmen, wie sie als quasi verbindliche Norm der Rolle des Vaters zuwächst (vgl. auch die Neidhart-Lieder), ihr kommt vielmehr eine Rolle zu, die einzelne Züge jenes Altersmodells in sich trägt, das eingangs bei Oswald von Wolkenstein gezeigt wurde. Die Mutter wird unter diesen Voraussetzungen zu einer Art gesellschaftlich akzeptierter, ja notwendiger ‚Kupplerin‘.

Damit gehe ich über zu dem Versuch, mich den (literarischen) Entwürfen von Altersrollen von einer zweiten Gattung der mittelalterlichen Literatur her anzunähern und danach zu fragen, wie denn das Alter – der Alte und die Alte – im Rollenrepertoire des Minnesangs verhandelt und behandelt wird.¹⁸

Der Ausgangspunkt liegt dabei zunächst einmal in der Formulierung von Werthaltungen in der Grundkonstellation des Minnesangs, der Relation zwischen werbendem männlichen Ich und umworbener Dame. Zu jenen unverzichtbaren Qualitäten, die die Männerrolle für sich beansprucht und idealiter an der eigenen Person vorführt, zählt die *staete* – sie wiederum manifestiert sich im langen *dienst* an der Dame, dies trotz deren Zurückweisung, im günstigsten Fall von Kindheit an und quasi lebenslänglich. Prekär wird dies

¹⁸ Siehe dazu jetzt auch Volker Mertens, *Alter als Rolle. Zur Verzeitlichung des Körpers im Minnesang*. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 128/3 (2006) 409–430.

freilich in jenem Moment, in dem diese Grundvoraussetzungen des Minnesangs quasi ‚episch‘ ausformuliert werden, denn dann drängt sich automatisch die – den Spielregeln zufolge natürlich zunächst verbotene – Frage nach dem Alter der Dame auf. Dies thematisiert anschaulich Reinmar der Alte:

*Ein rede der liute tuot mir wê,
da enkan ich niht gedulteclichen zuo gebâren.
nu tuont siz alle deste mê:
si vragent mich ze vil von mîner vrowen jâren
Und sprechent, welcher tage si sî,
dur daz ich ir so lange bin gewesen mit triuwen bî.
si sprechent, daz es möhte mich verdriezen.
nu lâ daz aller beste wîp
ir zuhtelôser vrâge mich geniezen. (MF 167,13)¹⁹*

Von hier aus ist es quasi nur ein Schritt dazu, das Ganze in eine generationelle Abfolge zu verpacken und damit zugleich eine Art männlichen Generationenvertrag zu schließen, der sich gegen (!) die Dame richtet, wie es in den beiden Liedern Heinrichs von Morungen oder Walthers von der Vogelweide deutlich wird:

*Mîme kinde wil ich erben dise nôt
und diu klagenden leit, diu ich hân von ir.
waenet sie danne ledic sîn, ob ich bin tôt,
ich lâze einen trôst noch hinder mir,
Daz noch schoene werde mîn sun,
daz er wunder an ir begê,
alsô daz er mich reche
und ir herze gar zerbreche,
sô sîn sô rehte schoenen sê. (MF 125,10)*

*Solde ich in ir dienste werden alt,
die wîle junget sî niht vil.
so ist mîn hâr vil lihte alsô gestalt,
daz si einen jungen danne wil.
Sô helfe iu got, her junger man,
sô rechet mich und gânt ir alten hût mit sumerlatten an!
(Walther von der Vogelweide, L 73,17)²⁰*

¹⁹ Hugo Moser und Helmut Tervooren (Hg.), Des Minnesangs Frühling. Unter Benutzung der Ausgaben von Karl Lachmann und Moriz Haupt, Friedrich Vogt und Carl von Kraus bearbeitet. I. Texte. 38., erneut revidierte Auflage. Stuttgart 1988.

Walther praktiziert hier nichts anderes, als die Minnesang-Doktrin quasi vom idealisierten Kopf auf ihre artistischen Füße zu stellen. Nicht der Sänger ist von der Dame, vielmehr die Dame als seine ‚Schöpfung‘ vom Sänger abhängig. Also ganz konsequent (nach Hs. E): *stirbe aber ich, so ist si tot*. Und also kann auch ein ‚junger‘ Sänger die Rache für die erfahrene Zurückweisung übernehmen und der mittlerweile ebenfalls gealterten Dame „das Fell mit jungen Reisern gerben“ (die phallische Metaphorik ist hier wohl nicht zu überhören).²¹

Ist die Dame des Minnesangs jedoch erst einmal literarisch in dieser Form ‚verfügbar‘ und ‚gealtert‘, so liegt auch eine metaphorische Übertragung ihrer Rolle nahe, die schon bei Walther ein neues Genre entstehen lässt: die (ewig junge und zugleich alte) Dame mutiert zur Frau Welt, bei Neidhart zur *werltsüeze*, zur Verderben bringenden Verführerin, die das Seelenheil des in ihren Diensten gealterten Sängers bedroht.

Es ist dies jener Punkt, an dem auch Neidharts Sommerlieder ansetzen. Doch während zwischen jungen und alten Sängern, z. B. Vater und Sohn bei Heinrich von Morungen, ein (fiktionaler) Generationenvertrag zur Durchsetzung ihrer Interessen bzw. Bestrafung der Dame entsteht, zeigen Neidharts Sommerlieder alte und junge Frauen, Mütter und Töchter in hemmungsloser Konkurrenz um die (sexuelle) Zuwendung des Sängers aus dem *Riuwental*. Eben dadurch aber werden beide Rollen zugleich desavouiert, ganz besonders jene der Mutter, die einerseits die Tochter vom Tanz abhalten will, schon im nächsten Lied aber selbst in erotischem Frühlingserwachen daran teilnehmen und die Gunst des *Riuwentalers* erobern will. Der Rolle der Mutter/der Alten im Minnesang erwächst gerade daraus jene mangelnde Integrität und brüchige Autorität, aber eben auch jene erotische Ambivalenz, die Oswalds alte Kupplerin in letzter Konsequenz vorführt, auch wenn sie dafür schlussendlich zu den *änten in den see* verbannt werden wird.

²⁰ Walther von der Vogelweide, Leich, Lieder, Sangsprüche. 14., völlig neu bearbeitete Auflage der Ausgabe Karl Lachmanns mit Beiträgen von Thomas Bein und Horst Brunner. Hg. von Christoph Cormeau. Berlin-New York 1996.

²¹ Die Beliebtheit der Thematik zeigt auch noch die Ballade vom *Edlen Moringen*, vgl. die entsprechenden Strophen 30 und 31 bei Cormeau 1996 (wie Anm. 20) 164.